

MIRANDA BEVERLY-WHITTEMORE

Bittersweet

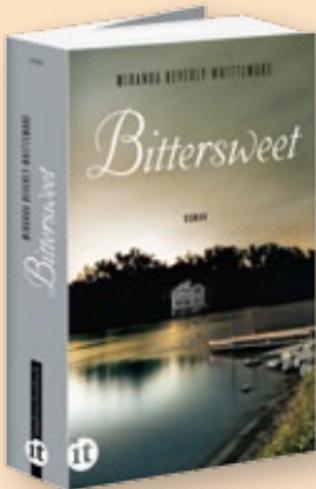
ROMAN

Lese-
probe

it

*»Ein Pageturner, der einen bis in
die Morgenstunden wach hält.
›Bittersweets‹ dunkle Geheimnisse
und haarsträubende Wendungen
lassen an ›Gone Girl‹ denken.«*

Entertainment Weekly



**Miranda Beverly-Whittemore
Bittersweet**

Roman. Ü: Anke Caroline Burger
418 Seiten. Klappenbroschur
€ 14,99 (D)/€ 15,50 (A)/Fr. 21.90
(978-3-458-36070-4)
Auch als eBook erhältlich

MIRANDA BEVERLY-WHITTEMORE

Bittersweet

Bevor sie mich hasste, bevor sie mich liebte, wusste Genevra Katherine Winslow nicht, dass ich überhaupt existierte. Das ist natürlich leicht übertrieben; das Studentenwerk hatte uns in einem kleinen, stickigen Wohnheimzimmer zusammengesteckt, das wir im Februar schon seit fast einem halben Jahr gemeinsam bewohnten. Insofern muss sie mitbekommen haben, dass es mich gab (und sei es auch nur, weil ich jedes Mal, wenn sie ihre Kools oben auf dem Stockbett rauchte, zu husten anfing). Aber bis zu dem Tag, an dem Genevra – Ev – mich fragte, ob ich mit nach Winloch kommen wollte, betrachtete sie mich wie einen scheußlich bezogenen Sessel – etwas, das im Weg stand und im äußersten Notfall sogar benutzt werden konnte, aber nichts, was sie sich jemals selbst ausgesucht hätte.

Jener Winter war kälter, als ich es jemals für möglich gehalten hätte, auch wenn das Mädchen aus Min-

nesota auf unserem Flur meinte, das wäre »noch gar nichts«. Bei uns in Oregon war Schnee ein Geschenk, zwei Tage Puderzucker, die wir uns mit endlosen Monaten grauem, tropfendem Himmel verdienen mussten. Aber der eisige, über den Hudson heranpeitschende Wind ging mir durch Mark und Bein. Jeden Morgen das gleiche Spiel: Ich wagte kaum, die Nase unter meiner Daunendecke herauszustecken, und wusste nicht, wie ich es bei dieser Kälte hinüber zu meinem Lateinkurs um neun Uhr schaffen sollte. Aus den Wolken rieselte es endlos weiß, Ev schlief tief und fest.

Sie schlief immer lang, mit Ausnahme des ersten Tags, an dem die Temperatur unter minus fünfzehn Grad rutschte. An diesem Morgen klappte sie ein Auge halb auf und sah mir dabei zu, wie ich die dünnen Gummigaloschen überzog, die meine Mutter im Value Village ergattert hatte, sprang ohne ein Wort oben aus dem Stockbett, riss ihren Schrank auf und ließ ein brandneues Paar wasserdichte, fellgefütterte L.L.Bean-Boots vor meine Füße fallen. »Da, nimm«, befahl sie, während sie im seidenen Nachthemd vor mir stand. Wie sollte ich diese generöse Geste auffassen? Ich berührte das Leder – es war so herrlich geschmeidig, wie es aussah.

»Das meine ich ernst.« Sie kletterte zurück ins Bett. »Bei so einem Scheißwetter gehe ich sowieso nicht raus.«

Von ihrer Großzügigkeit und dem Glauben, dass die Stiefel sowieso eingelaufen werden mussten, beschwingt, wagte ich mich hinaus auf das Campusgelände. Zitternd trotzte ich gefrierendem Regen, Hagel und Schneegestöber, obwohl ich es mit meinen kurzen Beinen und ein paar Kilos zu viel nicht leicht hatte, voranzukommen. Ich warf einen schnellen Blick hoch zu Evs gertenschlanker Silhouette, die rauchend an unserem Fenster zu sehen war, und dankte dem Himmel, dass sie nicht zu mir hinunterblickte.

Das Semesterende war in Sicht und ich überzeugt, dass unsere Rollen fest verteilt waren: Ev tolerierte mich, während ich so tat, als würde ich alles, wofür sie stand, prinzipiell ablehnen. Insofern war es ein Schock, als ich in der ersten Februarwoche einen eleganten, elfenbeinfarbenen Umschlag in meinem Postfach fand, auf dem mein Name in geschwungenem Tintenblau stand. Es war eine Einladung zum Empfang der Collegepräsidentin aus Anlass von Evs achtzehntem Geburtstag, der Ende des Monats im Campusmuseum stattfinden sollte. Wie der Einladung zu entnehmen war, schenkte Geneva Katherine Winslow dem Museum einen Degas.

Hätte jemand beobachtet, wie ich den Umschlag im wuseligen Postraum schnell in der Tasche meines Par-

kas verschwinden ließ, hätte er wahrscheinlich vermutet, dass die bescheidene Mabel Dagmar sich der protzigen Dekadenz des Ganzen schämte; dabei war das Gegenteil der Fall – ich wollte das süße Gefühl der exklusiven Einladung ganz für mich haben und nicht plötzlich feststellen müssen, dass es sich um ein Versehen handelte oder in jedem Postfach eine lag. Das elegant strukturierte Büttenpapier wärmte mir den ganzen Tag lang die Hand, sobald ich in die Tasche fasste. Als ich in unser Zimmer zurückkam, ließ ich den Umschlag sehr offensichtlich auf meinem Schreibtisch liegen, wo Ev ihren Aschenbecher abzustellen pflegte, direkt unterhalb des einzigen Bilds, das sie aufgehängt hatte – eine Fotografie von mehr als sechzig Menschen, jung und alt, allesamt fast so schön und naturblond wie Ev und alle ganz in Weiß gekleidet, vor einem ausladenden Ferienhaus. Die weißen Kleider der Winslows waren leger, auch wenn Freizeitlook in meiner Familie anders aussah (Disneyland-T-Shirts, Bierbäuche, Heineken aus der Dose). Evs Verwandtschaft war schlank, gebräunt, lächelnd. Polohemden, gebügelte Baumwollkleider, kleine Mädchen mit weißen Häkelstrümpfen und süßen Flechtfrisuren. Zum Glück hatte sie das Bild über meinen Schreibtisch gehängt, da hatte ich ausgiebig Zeit, es voller Bewunderung zu betrachten.

Drei Tage vergingen, bevor sie den Umschlag bemerkte. Sie rauchte oben auf dem Stockbett, als sie laut aufstöhnte, vom Bett sprang und sich die Einladung schnappte. »Du willst ja nicht etwa kommen, oder?«, fragte sie, mit dem Umschlag wedelnd. Allein die Vorstellung schien sie derart anzuwidern, dass sich die Winkel ihres Rosenknospenmündchens nach unten verzogen; bei jeder anderen hätte das hässlich ausgesehen, doch Ev war, selbst schlecht gelaunt und gerade aus dem Bett, ein ziemlich überwältigender Anblick.

»Vielleicht schon«, antwortete ich kleinlaut, ohne zu erkennen zu geben, mit wie viel Begeisterung und Angst mich die Frage erfüllte, was ich zu einem solchen Anlass anziehen sollte, ganz zu schweigen davon, wie ich etwas aus meinen schlaffen Haaren machen würde.

Ihre langen Finger warfen die Einladung zurück auf den Schreibtisch. »Es wird garantiert fürchterlich. Mom und Daddy sind sauer, weil ich keine Schenkung ans Met mache, deswegen darf ich natürlich auch niemanden von meinen Freunden einladen.«

»Klar.« Ich versuchte, nicht allzu verletzt zu klingen.

»So habe ich das nicht gemeint«, schnappte sie, wobei sie sich auf meinen Schreibtischstuhl fallen ließ und ihr Alabastergesicht stirnrunzelnd der Decke zuwandte, an der sie einen Riss im Putz musterte.

»Aber hast du mich denn nicht eingeladen?«, wagte ich zu fragen.

»Nein.« Sie kicherte, als sei das eine charmante, aber komplette Fehleinschätzung. »Mom lädt immer meine Mitbewohnerinnen ein. Das soll dem Ganzen einen ... demokratischen Touch geben.« Sie sah den Ausdruck auf meinem Gesicht und fügte hinzu: »Ich will ja selbst nicht hingehen; es gibt keinen Grund, warum du dich verpflichtet fühlen solltest.« Sie fasste nach ihrer Mason-Pearson-Bürste, deren Wildschweinborsten ihr goldenes Haar mit einem satten Geräusch zum Glänzen brachten.

Doch dann lächelte Ev wie ein Sonnenstrahl, der zwischen Gewitterwolken hindurchbricht. »Wir lassen dir ein Kleid machen«, klatschte sie in die Hände. »Blau steht dir.«

Das war ihr also aufgefallen.

Und so stand ich also drei Wochen später in der großen, verglasten Eingangshalle des Museums unseres Colleges, ein Seidenkleid in der Farbe des Meeres derart geschickt um mich drapiert, dass ich zwanzig Pfund leichter wirkte. Ev hatte sich bei mir untergehakt, statuengleich in champagnerfarbene Schantungseide gewandet.

Ev betörte jeden der Anwesenden mit ihrem Lä-

cheln, aber nur mit mir teilte sie ihre geheimen Bemerkungen («Juniorprofessor Oakley – der treibt's mit allen«, »Amanda Wyn – krasse Essstörung«). Während ich das Treiben beobachtete, konnte ich partout nicht begreifen, was Ev daran missfiel: der Degas (eine am Bühnenrand über ihre Spitzenschuhe gebeugte Ballerina), die uns schmeichelnden Erwachsenen, die Feier ihres Geburtstags und zugleich der Tradition. Sosehr sie darauf beharrte, sie könne es nicht abwarten, dass der Abend vorbei war, so sehr saugte ich das Ganze mit jeder Faser auf; ich wusste nur zu gut, dass ich morgen wieder in ihren Winterstiefeln durch den Schneeregen stapfen und beten würde, dass mein Stipendien-Scheck endlich eintraf, damit ich mir ein Paar Fäustlinge kaufen konnte.

Die Türen zum Eingangsportal öffneten sich erneut und die Präsidentin eilte hin, um die letzten, wichtigsten Gäste zu begrüßen, vor denen sich die Menge nun teilte.

»Wer ist das?«, flüsterte ich auf Zehenspitzen stehend.

Ev leerte ihren zweiten Gin Tonic. »Meine Eltern.«

Birch und Tilde Winslow waren das glamouröseste Paar, das ich je gesehen hatte: Sie wirkten poliert und glänzend, als seien sie aus einem gänzlich anderen Stoff gemacht als ich.

Tilde war jung – sie sah zumindest viel jünger aus als meine Mutter. Sie hatte denselben Schwanenhals

wie Ev, auf dem ein kantigeres, weniger anmutiges Gesicht als bei Ev saß, doch es stand außer Zweifel: Tilde Winslow war eine echte Schönheit. Sie war dünn, zu dünn, und obwohl ihr das jahrelange Kalorienzählen anzusehen war, gebe ich zu, dass ich nur bewundern konnte, wie sich die Entsagungen bei ihr ausgewirkt hatten: akzentuierter Bizeps, faltenfreies Kinn. Die Wangenknochen zeichneten sich konturiert unter ihrer Haut ab. Sie trug ein Kleid aus smaragdgrüner Dupionseide, das in der Taille von einer Saphirbrosche in Größe einer Kinderhand zusammengehalten wurde. Ihr weißblondes Haar trug sie in einem Chignon.

Birch musste mehr als zwanzig Jahre älter sein als Tilde, er hatte den Spitzbauch des über Siebzigjährigen, ansonsten war er jedoch gut in Form. Sein Gesicht wirkte ganz und gar nicht großväterlich; er sah auf eine jugendliche Art gut aus, und seine kristallblauen Augen funkelten wie Juwelen unter den langen, dunklen Wimpern hervor, die Ev von ihm geerbt hatte. Während Tilde und er mit bestimmtem Schritt auf uns zukamen, schüttelte er rechts und links Hände wie ein Politiker und gab dazu launige Bemerkungen zum Besten, die bei der Menge für Erheiterung sorgten. Die Frau an seiner Seite war das komplette Gegenteil. Tilde verzog die Lippen kaum zu einem

Lächeln, und als sie endlich bei uns waren, musterte sie mich, als sei ich ein zum Pflügen herbeigebrachter Ackergaul.

»Genevra«, begrüßte sie ihre Tochter, als sie sich überzeugt hatte, dass ich nichts zu bieten hatte.

»Mom.« Ich bemerkte die Anspannung in Evs Stimme, die dahinschmolz, sobald ihr Vater den Arm um ihre Schultern legte.

»Herzlichen Glückwunsch, Stupsnase«, flüsterte er in Evs perfektes Ohrchen und tippte ihr auf die Nasenspitze. Ev errötete.

Nach der Ansprache der Präsidentin, den Hors-d'œuvres, bei denen wir nicht zugriffen, und den Geburtstagsmuffins, die in der Farbe meines Kleides verziert waren, nach Evs kleiner Rede, wie zu Hause sie sich hier im College fühlte und hoffte, Degas' Ballerina würde viele Jahre glücklich und zufrieden hier im Museum leben, erhob Birch das Glas und forderte die Aufmerksamkeit im Raum für sich.

»Bei uns Winslows ist es gute Sitte«, hob er an, als seien wir alle Teil seiner Familie, »dass jedes der Kinder mit dem Eintritt ins Erwachsenenalter der Institution seiner Wahl ein Gemälde schenkt. Meine Söhne haben sich für das Metropolitan Museum entschieden. Meine Tochter hat eine ehemalige Frauenhoch-

schule gewählt.« Das wurde mit lautem Lachen quittiert. Entschuldigend neigte Birch sein Glas der Präsidentin zu. Er räusperte sich, während das trockene Lächeln von seinen Lippen schwand. »Vielleicht entspringt diese Tradition dem Wunsch, jedem Kind bei seiner ersten Steuererklärung einen ordentlichen Steuerabzug mitzugeben« – wieder erntete er Lacher –, »doch der tiefere Sinn liegt in dem Wunsch begründet, durch unser praktisches Vorbild zu lehren, dass wir das, was wirklich eine Rolle spielt, nicht besitzen können. Land, Kunst und, so schwer das Loslassen auch fallen mag, ein großes Kunstwerk. Die Winslows stehen für Philanthropie. Phila, Liebe. Anthro, Mensch. Die Liebe zum Menschen, die Liebe zum Mitmenschen.« Und damit wandte er sich Ev zu und erhob sein Champagnerglas. »Wir lieben dich, Ev. Und denke immer daran: Wir geben, nicht, weil wir es können, sondern weil wir *müssen*.«

Ein Glas Champagner zu viel, ein paar Häppchen zu wenig, und eine Stunde später verschwamm mir alles in der überheizten Eingangshalle vor Augen. Ich brauchte Luft, Wasser, irgendwas, sonst würden meine Knöchel auf den schmalen High Heels, die ich mir auf Evs Geheiß bei ihr geliehen hatte, jeden Moment unter mir wegknicken.

Ich nahm meinen Mantel vom Metallhaken im Foyer und trat hinaus in die Kälte.

Da standen in Sichtweite der Eingangstür mit dem Rücken zu mir Ev und ihre Mutter. »Ev!«, rief ich. Sie drehte sich nicht zu mir um. Der Wind musste meine Stimme verweht haben. Deswegen ging ich zu ihnen hin, wobei ich mich ganz auf meine Schritte konzentrierte, damit ich mir nicht noch den Fuß vertrat. »Ev«, sagte ich, als ich in ihrer Nähe war. »Da bist du ja. Ich habe dich schon gesucht.«

Beim Klang meiner Stimme schnellte Tildes Kopf nach oben, als sei ich eine lästige Fliege.

»Hey, Ev«, sagte ich zögerlich. Sie gab keine Antwort. Ich streckte die Hand nach ihrem Ärmel aus.

»Nicht jetzt«, zischte Ev.

»Ich dachte, wir könnten ...«

»Was an *nicht jetzt* verstehst du nicht, hm?« Mit zornigem Gesicht fuhr sie zu mir herum.

Ich wusste, wann man wegzutreten hatte. Und ich kannte Ev gut genug, um zu wissen, dass sie ihr Leben lang hatte wegtreten lassen. Aber es passte so überhaupt nicht zu dem Abend, den wir gerade gemeinsam hinter uns gebracht hatten, und so blieb ich wie versteinert stehen, während Tilde Ev am Arm nahm und zu dem Lexus führte, mit dem Birch gerade vorfuhr.

An diesem Abend kam sie nicht nach Hause. Das war nicht weiter schlimm. Normal sogar. Ich hatte monatelang mit Ev in einem Zimmer gehaust, ohne das Geringste von ihr zu erwarten – keine Freundschaft, keine Unterstützung –, doch am nächsten Tag rieb mich ihre Zurückweisung so wund wie die hohen Schuhe, die sie mir geliehen hatte: Ich hätte die Blessuren vorhersehen, ihnen vorbeugen müssen.

Obwohl ich ihre Stiefel anzog und meine Füße von ihnen wärmen ließ, obwohl ich mir gestattete, mit jedem Schritt zu wünschen, dass die Kränkung des vergangenen Abends ein Ausrutscher gewesen war, wurde im Laufe des Tages alles nur noch schlimmer. Sechs Seminare, fünf Aufsätze, vier bevorstehende Mittsemesterprüfungen, ein Dreizehn-Kilo-Rucksack auf dem Rücken, erste Anzeichen von Halsschmerzen, von geschmolzenem Schnee durchweichte Hosenbeine und in mir eine dumpfe, nagende Einsamkeit. Als ich mich mit Einbruch des Abends durch unseren Flur schleppte, roch ich schon vor der Tür den Zigarettenrauch, dachte an die Bemerkung der Studentinnenvertreterin, dass sie uns das nächste Mal fünfzig Dollar Strafe aufbrummen würde, und gestattete mir ein Gefühl der Wut. Ev war wieder da, na und?

Ich biss die Zähne zusammen und ermahnte mich, stark zu sein. Ich brauchte ihre verdammten Stiefel

nicht. Ich brauchte keinen Degas-verschenkenden Snob, der wie ein Supermodel in meinem Zimmer herumlungerte und mich ständig daran erinnerte, was für ein Nichts ich war. Ich umfasste den Türknauf, ermahnte mich, meine Kritik so vorzubringen, wie Ev das tun würde: »Mensch, Ev, kannst du deine stinkenden Kippen vielleicht woanders rauchen?« (Meine Stimme würde ich ganz beiläufig klingen lassen, als ginge es um das Rauchen an sich und nicht um die fünfzig Dollar), und stürmte ins Zimmer.

Meistens saß sie zum Rauchen auf ihrem Schreibtisch am Fenster, Zigarette im Mundwinkel hängend, oder im Schneidersitz oben auf dem Stockbett, wo sie in eine leere Colaflasche aschte. Aber sie war nicht da. Als ich meinen Rucksack fallen ließ, stellte ich mir fast schadenfroh vor, dass sie eine brennende Zigarette, die gerade das Laken in Brand setzte, im Bett liegen gelassen hatte, bevor sie zu einem glamourösen Ziel entschwand – dem Russian Tea Room, einer privaten Dachterrasse in Tribeca. Das gesamte Wohnheim würde in Flammen aufgehen, und ich mit ihm. Sie würde gezwungen sein, den Rest ihres Lebens an mich zu denken.

Und dann hörte ich es: ein Schniefen. Ich warf einen Blick hinauf zum oberen Etagenbett. Die Daunendecke bebte.

»Ev?«

Leises Weinen wurde hörbar.

Ich ging näher hin. Ich hatte immer noch die durchnässten Jeans an, war aber wie festgewurzelt.

Ich stand in einem ungünstigen Blickwinkel da und verdrehte den Hals nach oben. Sie hatte sich tatsächlich unter der Decke verkrochen. Ich fragte mich, was ich tun sollte, als ein lautes, aus tiefstem Herzen kommendes Schluchzen darunter hervorkam. »Was ist denn los?«, fragte ich und stieg ein paar Sprossen hoch.

»Mein Cousin ...« Und sie weinte. Sie weinte so sehr, dass ich schnell Parka und Jeans abstreifte, mich neben sie ins Bett legte und ihren bebenden Körper festhielt.

»Er hat sich erschossen. In den Mund. Letzte Woche«, brachte sie schließlich, Stunden später, wie es schien, heraus, als wir nebeneinander unter ihrem dicken, roten Kaschmirplaid lagen und gemeinsam an die Zimmerdecke starrten, als wäre es eine unserer Gewohnheiten.

»Letzte Woche?«, fragte ich.

Sie drehte das Gesicht zu mir, so dass ihre Stirn meine berührte. »Mom hat es mir erst gestern Abend erzählt. Nach dem Empfang.« Ihre Nase und Augen liefen in Vorwarnung einer weiteren Runde Tränen rosa an. »Sie wollte nicht, dass ich mich aufrege und alles ›ruiniere‹.«

»Oh, Ev.« Mitgefühl und Vergebung erfüllten mich. Deswegen hatte sie mich also draußen so angefahren – sie war außer sich gewesen.

»Wie war Jackson denn so?«, drängte ich, und sie schluchzte wieder. Es war so seltsam und wunderbar, dort neben ihr zu liegen, ihre flachsblonden Strähnen an meiner Wange zu spüren, zuzusehen, wie große Tropfen über ihr zartes Gesicht kullerten – ich wollte nicht, dass es vorbeiging. Ich wusste, dass ich sie wieder verlieren würde, wenn wir nicht weiterredeten.

»Er war ein guter Mensch, irgendwie. Letzten Sommer, weißt du? Da lief ein Hund seiner Mutter, Flip, hinaus auf die Schotterstraße, und dieser Idiot von einem Handwerker kam mit, was weiß ich, neunzig Sachen um die Kurve gebrettelt und fuhr den Hund an, und das machte ein fürchterliches Geräusch« – sie schauderte –, »und Jackson, der ging hin und hat Flip auf den Arm genommen – ich meine, alle anderen haben geschrien und geheult, es waren nämlich ganz viele kleine Kinder mit dabei –, aber er hat den Hund genommen und auf den Rasen getragen und ihm die Ohren gestreichelt.« Sie kniff die Augen wieder zu. »Und hinterher hat er eine Decke über ihn gebreitet.«

Ich betrachtete das Bild der versammelten Winslows über meinem Schreibtisch, auch wenn das ungefähr so albern war, wie die Speisekarte eines Diners aufzu-

klappen, in dem man schon sein Leben lang isst; ich kannte jeden blonden Kopf, jede schlanke Wade, als sei ihre Familie meine eigene. »Das Foto, das ist bei eurem Ferienhaus, oder?«

Sie sprach den Namen aus, als sage sie ihn mir zum ersten Mal. »Winloch.«

Ich merkte, wie ihre Augen sich von der Seite her in mein Gesicht bohrten. Den nächsten Satz sagte sie mit Bedacht. Mein Herz setzte zwar kurz aus, aber ich unterdrückte jede Vorfreude und redete mir ein, dass ich nie wieder etwas von der Sache hören würde:

»Komm doch auch.«



Miranda Beverly-Whittemore, geboren 1976, verbrachte als Tochter eines Anthropologen einen Teil ihrer Kindheit im Senegal. Die Familie ließ sich in Vermont nieder, wo ihr Roman *Bittersweet* verortet ist. 2007 wurde sie mit dem Janet Heidinger Kafka Prize ausgezeichnet. Miranda Beverly-Whittemore lebt mit ihrer Familie in Brooklyn.
www.mirandabw.com

*Eine perfekte Familie.
Zu viele perfekte Lügen.*

Als Mabel von ihrer weltgewandten Zimmergenossin Ev eingeladen wird, den Sommer mit ihr auf dem Landsitz ihrer Familie in Vermont zu verbringen, glaubt sie sich im Paradies: lange Tage am See, Segeltörns, ein Feuerwerk am Sternenhimmel – und die erste Liebe. Doch auf die flirrenden Tage fällt ein Schatten, als Mabel eine schreckliche Entdeckung macht und sich entscheiden muss, ob sie aus dem Paradies vertrieben werden will – oder die dunklen Geheimnisse der Familie bewahrt, um endlich eine der ihren zu werden.

Buchtrailer



Weitere Informationen unter
www.insel-verlag.de/bittersweet